

Zeitschrift: Akzent : Magazin für Kultur und Gesellschaft
Herausgeber: Pro Senectute Basel-Stadt
Band: - (2009)
Heft: 5: Schwerpunkt Stadtentwicklung

Artikel: Stadtentwicklung - ein Zauberwort? : Basel im stetigen Wandel
Autor: Währen, Sabine
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-843136>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Stadtentwicklung – ein Zauberwort?

Basel im stetigen Wandel

[sw.] Keltensiedlung, römisches Kastell auf dem Hügel über dem Rhein, Kaufmanns- und Handwerkerstadt, Bischofssitz, mittelalterliche Weltstadt zur Zeit des Konzils, Grenzort, modernes Messezentrum, Chemie-Konzentration, Ort für Architekturinteressierte. Stichworte, die alle – und jedes zu seiner Zeit – auf Basel als Stadt zutreffen.

Von der schönen alten Stadt Basel war auch andernorts schon zu lesen. Was den Wert solcher Beiwörter ausmacht, die wie selbstverständlich hingeschrieben klingen, erfährt man so richtig erst, wenn man in etwa gleich grossen deutschen Städten weilt. Kassel, zum Beispiel, 1943 in Schutt und Asche gebombt, war auch einmal eine schöne alte Stadt: vereinzelte Spuren lassen das noch erkennen. Dagegen ist Basel tatsächlich immer noch alt und schön. Katastrophen gab es da seit dem Erdbeben von 1356 keine mehr. Nur der übliche Zahn der Zeit hat genagt, stetig und gierig. Das Resultat: ein verzahntes, verwinkeltes Gemisch von Alt und Neu auf engstem Raum.

Wie jede mittelalterliche Stadt war auch Basel durch einen wehrhaften Mauerring von der Aussenwelt abgetrennt. Im 13. Jahrhundert lagen am Rheinknie genau genommen zwei Städte mit eigenen Befestigungsanlagen: Links des Rheins Grossbasel, die alte Bischofsresidenz mit den Adels- und Handwerker-niederlassungen, am rechten Rheinufer die zwischen 1220 und 1250 entstandene bischöfliche Gründungsstadt Klein- oder Minderbasel. Sie kam dort zu stehen, wo vorher nur eine kleine, um die Pfarrkirche St. Theodor gruppierte Dorfsiedlung bestanden hatte.

In jener Zeit packte Basel die Bauwut und die Stadt musste einer einzigen, riesigen Baustelle gegliedert haben. Denn ausser dem Neubau der Grossbasler Stadtmauer, der Gründungsstadt Kleinbasel und der Rheinbrücke entstanden auch mehrere neue Klöster und Kirchen, die das mittelalterliche Stadtbild dominierten, allen voran das Münster, dessen Vollendung mit dem Aufsetzen der Kreuzblume am Martinsturm ins Jahr 1500 fiel. Neben den kirchlichen Bauten hoben sich die Wohntürme und Höfe des Adels von den Häusern der breiten Bevölkerung ab. Letztere bestanden im 13. Jahrhunderts noch mehrheitlich aus frei stehenden Stein- und Fachwerkbauten mit Strohdächern. Im Laufe des 14. und 15. Jahrhunderts wuchsen diese zu zusammenhängenden Häuserzeilen zusammen, deren Vorderfront sich immer mehr gegen die Strassenseite hin vorschob, so dass sich die ur-

sprünglich breiten Strassenzüge, die Raum für Buden und Werkplätze frei liessen, zu schmalen Gassen verengten. Im Spätmittelalter erfuhr das Stadtbild eine stetige Veränderung durch die Anpassung der Wohnhäuser an steigende Komfortbedürfnisse, durch das Aufkommen der Ziegeldächer und der Butzenscheibenfenster, durch die schrittweise Pflasterung der Strassen, durch den Bau öffentlicher Brunnen und vor allem durch die Errichtung von Repräsentations- und Verwaltungsbauten. Zum Rats- und Richthaus gesellte sich das Zeughaus, das Spital, das Kaufhaus, das Kornhaus, die Werkhöfe, die Schützenhäuser, die Versammlungslokale der Zünfte. Kurz: Basel war zu jener Zeit das urbane Zentrum am Oberrhein.

Die Industrialisierung prägt die Stadt

Bedingt durch die Industrialisierung, erlebten die europäischen Städte Ende des 19. Jahrhunderts einen grossen Aufschwung: ein unglaublicher Bauboom setzte erneut ein. Die Stadt Basel machte da keine Ausnahme. Auch hier wurden zu dieser Zeit viele Arbeitsplätze geschaffen, entsprechend strömten die Leute aus ländlichen Gegenden der Schweiz und aus dem grenznahen Ausland in die Stadt. Infrastrukturen wie das Eisenbahn- und das Tramnetz wurden erstellt und ganze Quartiere für die wachsende Schar von Arbeiterinnen und Arbeitern in vergleichsweise kurzer Zeit gebaut: im Kleinbasel die Wohnquartiere Clara, Matthäus und Klybeck, Gundeldingen, das Hegenheimerviertel, das untere St. Johann und ein Teil des Ise-lin-Quartiers im Grossbasel. Sie alle weisen eigentlich bis heute ein sehr ähnliches Erscheinungsbild auf, eine Mischnutzung von Wohnen und Gewerbe mit der für damals typischen Blockrandbebauung, bei der die Häuser entlang dem Strassengeviert um einen grossen Innenhof angeordnet sind. Mehrere Gebäude, oftmals ein Strassenabschnitt oder eine ganze Seitenstrasse, bildeten dabei ein gestaltetes Gesamtensemble. Die Innenhöfe blieben nicht frei, sondern wurden meistens für Gewerbebauten, manchmal auch für weitere Mietwohnungen in Hinterhäusern genutzt. Die Mietwohnungen verfügten in der Regel über zwei bis drei Zimmer. Sie hatten kein Bad und die Toiletten befanden sich auf der Zwischene-tage.

Die Stadt im Wandel

Früher wuchsen die Städte im Laufe von Jahrhunderten mehr oder weniger geruhsam, so dass ihre Entwicklung stets überschaubar war. Heute dagegen verändern sie sich durch den progressiven Wandel der Wirtschaft, die Verteilung der Arbeitsplätze in

Landwirtschaft, Produktion und Dienstleistungen immer schneller. So hat die Landwirtschaft enorm viele Arbeitsplätze verloren. Die Bevölkerung zieht aus den ländlichen Räumen in die Verdichtungsgebiete mit ihrem grossen Arbeitsangebot. Die Städte in den Ballungsräumen wachsen sprunghaft. In den grossstädtischen Zentren konzentrieren sich die Arbeitsplätze, während grossteils in den umliegenden Gemeinden gewohnt wird. So pendelt ein erheblicher Teil der Bevölkerung ständig zwischen Arbeits- und Wohnort hin und her und fühlt sich oft weder am einen noch am anderen Ort zu Hause.

Seit Jahrzehnten beklagt man in Basel die Abwanderung. Von ungefähr 235'000 Einwohnerinnen und Einwohnern in der bevölkerungsreichsten Zeit um 1970 schwand die Zahl auf heute knapp 190'000. Von der schrumpfenden Bevölkerungszahl sind die Kernstädte überall betroffen. Doch in Basel akzentuiert sich das Bild, weil die Kantonsgrenzen eng sind und die Stadt an zwei Seiten an die Landesgrenzen stösst. Spricht man von Stadtentwicklung, so sollte deren Ausgangspunkt stets die Analyse der Bevölkerungsentwicklung sein, denn von der Zahl der Einwohner einer Stadt hängt alles ab: der Wohnbaubedarf, die notwendige Infrastruktur wie Läden, Schulen oder das Verkehrsnetz. Aus diesem Grund gab es bereits in den Achtzigerjahren Überlegungen, wie die Bevölkerungszahl wieder zu vergrössern wäre. Man suchte die Gründe für die Abwanderung und fand sie in der steigenden Überalterung, vor allem aber im damaligen Modetrend, «im Grünen» zu wohnen. Die weit gewichtigeren Gründe wurden eher heruntergespielt: der steigende Wohnraumbedarf für Familien und Einzelhaushalte etwa oder die niedrigen Steuern und Abgaben in benachbarten Gemeinden im In- und Ausland. Dem Bevölkerungsschwund versuchte man mit Wohnstrassen und anderen Massnahmen zur Steigerung der Lebensqualität zu begegnen. Gleichzeitig aber nahm die Spekulation zu. Viel Wohnraum wurde zweckentfremdet und in Büros und Geschäfte umgewandelt. Ein wohnungspolitischer Widerspruch, der schliesslich zu gesetzlichen Regelungen gegen Zweckentfremdung von Wohnraum führte.

Abschied vom traditionellen Stadtberggriff

Schon Rousseau hat die Schweiz als Stadt begriffen. Das Land sei «gewissermassen eine einzige, grosse Stadt, in dreizehn Quartiere aufgeteilt, von denen einige in Tälern, andere in hügeligem Gelände und wieder andere in den Bergen liegen (...) die einen sind dicht, andere weniger dicht besiedelt, dicht genug jedoch, als dass man sich immer noch in der Stadt wähnt.» Die für die Schweiz charakteristische, einzigartige politische Kleinteiligkeit und das hohe Mass an Gemeindeautonomie mit einer entsprechend kleinräumigen Besiedlung und dezentralen Industrialisierung bildeten die faktische Grundlage für eine solche Übertragung des Stadtbegriffs auf ein ganzes Land.



Urbanisierung der Landschaft, der Bevölkerung, ihrer Mentalität und ihrer Lebensweise: Die Städte haben sich nicht darauf beschränkt, sich rund um ihren Kern auszubreiten; sie sind auch ausgeschwärmt, um Orte zu erschliessen, die noch vor dem 19. Jahrhundert als unbewohnbar gegolten hätten. Sie waren es, die die Meeresufer kolonisierten, was zu deren Betonierung geführt hat, und sie waren es, die Sommer- und Wintersporteinrichtungen in bislang öden Gebieten entstehen liessen. «Stadt» ist also nicht unbedingt dort, wo eine dichte Bebauung vorherrscht, sondern dort, wo sich die Bewohner eine städtische Mentalität angeeignet haben. Fast alle Bewohnerinnen und Bewohner der Schweiz pflegen heute ein städtisches Leben. Egal, ob sie in einem Stadtzentrum, in der Agglomeration, in einer Ferienstadt-Landschaft wie St. Moritz oder im sogenannten Grünen wohnen. Sie kleiden sich ähnlich, reisen an die gleichen Badeküsten, benützen E-Mail und Handy und holen über Radio und Fernsehen die Welt in ihre Wohnstuben. Stadtfucht ist in der Metropole Schweiz zur Illusion geworden. «Unsere Zukunft ist städtisch», so der 1944 gegründete Verein Metropole Schweiz. Gleichsam aus der entgegengesetzten Richtung kommt die Idee der Stadtlandschaft, die eine «neue Natur» als integralen Bestandteil des städtischen Raums vorsieht.

Urbanität ist, wie jeder Begriff, Definitionssache. In ihr spiegeln sich soziale, wirtschaftliche, infrastrukturelle, materielle und kulturelle Realitäten wider. Herstellen, gestalten oder in Bahnen lenken lässt sich Urbanität, als Planungsaufgabe verstanden, nur sehr beschränkt; das haben die Erfahrungen des planungsbegeisterten 20. Jahrhunderts gelehrt. Eher schon funktionierte das Gegenteil: Sichtbare Erfolge brachte vor allem das Ausscheiden von Freihalte-, Grün- und Landwirtschaftszonen. Die Stadtbilder der Architekten und der schweizerischen Öffentlichkeit in den Fünfziger- und Sechzigerjahren weisen ein erstaunliches Mass an Übereinstimmung auf. In der damaligen

Bild links oben

Visualisierung St. Johann/Kannenfeld

Bild rechts oben

Baustelle Bahnhof St. Johann, im Hintergrund neues Wohn- und Geschäftshaus

Bild unten

Neues Wohnhaus im St. Johann

Bild S. 2

Baustelle beim Stücki



Sichtweise von der Stadt als Ort des Chaos zeigte sich ein weit herum spürbares Unwohlsein mit der Geschwindigkeit, mit welcher sich die schweizerische Gesellschaft zu einer modernen Konsumgesellschaft wandelte. Der Alltag bot genügend beunruhigende Hinweise: die Strassen der Städte erstickten am rasch wachsenden Privatverkehr; Zehntausende liessen sich in den förmlich explodierenden Agglomerationsgemeinden nieder. Die hohe Wohnungsnot in den Schweizer Städten, Industrieanlagen mitten in Wohngebieten wurden den Zeitgenossen zu Indizien, dass hier vieles auf dem Spiel stand, dass die gewachsenen sozialen Strukturen, ja sogar – wie Armin Meili meinte – das «Menschliche» schlechthin bedroht seien. Die bisherigen Stadtstrukturen erfuhren eine zunehmende Verwischung. Während die alten Stadtzentren auch für die eigenen Bewohner immer mehr zu Ausflugszielen in ihrer Freizeit wurden, ereigneten sich in der Peripherie erstaunliche Umwertungen, welche die bisherigen Arbeitsteilungen zwischen Zentrum und Peripherie unterlaufen.

Die Stadt ist planbar?

Stadtentwicklung und damit Stadtplanung lautete das Zauberwort, um die Entwicklung in geordnete Bahnen zu lenken. Mit neuen Grossüberbauungen sollte neuer Wohnraum geschaffen werden. Und da der Platz fehlte, redete man von Verdichtung. Natürlich sollte sich Basel im Dialog mit der Bevölkerung entwickeln – in der Werkstadt Basel suchten sie den Dialog mit den Quartierbewohnerinnen und -bewohnern und nahmen deren Wünsche entgegen (vgl. dazu Artikel «Die Werkstadt Basel» in dieser Ausgabe). Daraufhin wurden einige öffentliche Plätze saniert und ordentlicher gestaltet – über den ästhetischen Wert kann man sich streiten. Gleichzeitig konnte die Planung für einen Teil des frei werdenden Areals der Deutschen Bahn in Angriff genommen werden. Entstehen soll dort ein neues Wohnquartier, die Erlenmatt. Sie hat die Hürde der Volksabstimmung nur genommen,

Bild links

Visualisierung Voltaplatz/Novartis Hochhaus

Bild rechts

Visualisierung Voltazentrum/Vogesensplatz



weil die Behörden eine gemischte Wohnzone und eine grosszügige neue Grünanlage in Aussicht gestellt haben. Aber noch feiern auf dem nt/Areal Tausende Menschen die Nächte durch. Doch der Umbau des urbanen Märchenlands hat längst begonnen. Am südlichen Rand des 19 Hektaren grossen Felds aus Schotter, Asphalt und Unkraut steht das Erlentor, ein sechsstöckiger Wohnkomplex, gemäss Broschüre eine «aussergewöhnliche Baute» mit einer «unverwechselbaren Ästhetik». Noch wirkt das Erlentor hier wie ein Fremdkörper, 150 der 239 Wohnungen sind jedoch bereits vermietet, Anfang Juli sind die ersten Bewohner eingezogen. Auch wenn viele Zwischenutzungen zumindest bis 2011 bestehen bleiben, so scheint es unwahrscheinlich, dass die Kulturbetreiber nächsten Sommer erneut eine Bewilligung für Freiluftveranstaltungen auf dem Gelände erhalten. Der Investor und der Kanton sind überzeugt: Das neue Erlentorquartier erfülle mit der Schaffung von Wohnraum für Familien und Gewerbeflächen städtische Bedürfnisse, die mindestens ebenso wichtig seien wie jene der Kulturszene.

Und so bringt die laufende «Domestizierung» dieses ehemaligen Niemandslands auch eine Diskussion darüber mit sich, wie urbane Entwicklung auszusehen hat. Der 50'000 Quadratmeter grosse öffentliche Park, der zur grünen Lunge der Erlentor werden soll, ist derweil fast fertig. Als Nächste ist das grosse Shoppingcenter im Südosten des Geländes an der Reihe, für das noch im 2009 ein Baugesuch eingereicht werden soll. Danach arbeiten sich die Baumaschinen Meter um Meter nach Norden vor, bis das Areal 2020 komplett überbaut ist. 700 bis 800 Wohnungen sollen so aus dem Boden gestampft werden, 2000 Arbeitsplätze entstehen.

Im tristen Industriequartier St. Johann und Volta be-
traute der Verwaltungsrat von Novartis ETH-Professor
Vittorio Magnago Lampugnani, einen Fachmann auf

dem Gebiet der urbanen Architektur, mit einem ehrgeizigen Projekt: Das Werkareal St. Johann in Basel – zugleich Hauptsitz von Novartis – mit seinen zahlreichen Bürogebäuden sowie Forschungs- und Produktionsstätten soll in einen Campus des Wissens, der Innovation und Begegnung verwandelt werden. Vasella rechtfertigt das Mammutprojekt mit dem Argument, dass an Stelle der Hochkamine und Fabriken eine «Stadt des Wissens» entsteht, welche die Kommunikation unter den Mitarbeitern verbessere und so Kreativität und Produktivität fördere. Einzelbüros gehörten der Vergangenheit an. Die Mitarbeiter sollen ihren Laptop packen können und damit irgendwo im Areal arbeiten: im Park, in der konzerneigenen Regenwaldhalle, in einer der verschiedenen Lounges oder in der italienischen Bar. Wie in einer richtigen Stadt gibt es Läden und Boutiquen, ein Fitnesszentrum sowie Post- und Bankschalter. Die heutige Anzahl Arbeitsplätze wird auf 10'000 verdoppelt. Doch der Campus ist nicht offen, sondern – fast mittelalterlich anmutend – eine, wenn auch nicht mit Stadtmauern, so doch mit Zaun und Sicherheitsvorkehrungen abgeschottete Stadt in der Stadt. Mit der Einverleibung der Hünigerstrasse, die das Gelände zweigeteilt hatte, ist das über 20 Hektar grosse Areal noch abgeschrumpft. Dadurch wurde just der Gehry-Bau dem Blick der Zaungäste entzogen. Dabei gäbe es doch so viel zu sehen: der bunt verglaste Büropalast von Diener und Diener etwa oder die Projekte von Peter Märkli und des japanischen Architekturbüros Saan oder der Laborbau von Adolf Krischanitz. Zum Zuge kommen auch andere Stararchitekten wie Tadao Ando oder Rafael Moneo. Dass trotz Umzäunung ein Architekturmekka entsteht, will Novartis nicht gelten lassen. Man stehe im Dienste der Patienten und der Aktionäre, nicht der Architekturtouristen. Trotzdem: Das «Wunder von Basel» beginnt bereits zu wirken: Rund um den Campus werden von Dritten finanzierte Gebäude hochgezogen, so ein riesiges Life-Science-Zentrum oder Appartementshäuser für Manager. Der Kanton investiert ebenfalls



in die Wiederbelebung des Problemquartiers Volta. Dank Vasella steht es gleichsam unter Strom.

SBB als Motor der Stadtentwicklung

Mit einer gedeckten Passerelle über die Geleise verbinden die SBB in Basel die Stadt und das Gundeldinger-Quartier sichtbar miteinander. Aus dem Bahnhof ist ein Einkaufszentrum und aus dem Bahnhofareal dank stufenweiser Planung ein neuer Stadtteil entstanden. Heute liest es sich wie eine Prophezeiung: «Basel – eine Stadt im Werden?», so titelten die Architekten Herzog & de Meuron vor 14 Jahren eine Studie zum städtebaulichen Entwicklungspotential der «Trinationalen Agglomeration Basel». In der Zwischenzeit ist Basel eine andere Stadt geworden. Motor der städtebaulichen Interventionen sind auch die SBB. Das alte Bahnhofareal hat sich in ein Dienstleistungszentrum verwandelt. Der Prozess ist noch nicht abgeschlossen, und Basel gilt in Fachkreisen längst als Architektur-Hauptstadt der Schweiz. Der Strukturwandel der Bahntechnik bescherte den SBB zahlreiche ungenutzte Gebäude und damit Brachland. Hier entstanden in den vergangenen Jahren mehrere neue, architektonisch herausragende Gross-Überbauten: Das Jacob Burckhardt-Haus und das Peter Merian-Haus von Hans Zwimpfer im Osten des Hauptbahnhofs und das Elsässertor im Westen. Das Elsässertor mit seiner kunstvoll spiegelnden Glasfassade erinnert mit den Farben der Tricolore daran, dass hier bahntechnisch Frankreich beginnt. Es ist bereits das vierte Herzog & de Meuron-Gebäude auf dem Bahnhofareal. Das Unternehmen konzipierte das Lokomotivdepot Auf dem Wolf, das Güterstellwerk 4 und das Zentralstellwerk. Auch für die künftige Gross-Überbauung SüdPark haben Herzog & de Meuron den Architekturwettbewerb gewonnen.

Stadtgeograf Matthias Bürgin meint, unsere Stadt
kranke daran, dass fast ausschliesslich über Gross-
projekte und kosmetische Eingriffe diskutiert werde.

Ein stadtentwicklerisches Gesamtkonzept fehle aber. Ferner sollten wir mit der Vorstellung aufräumen, dass Stadtentwicklung bloss Bauen bedeute. Stadtentwicklung ist tatsächlich mehr als Architektur. Aber was ist sie denn? Und wie müsste sie in Basel aussehen? Stadtentwicklung hat primär mit Menschen und Prozessen zu tun. Wir müssen aufpassen, dass wir in dieser Stadt nicht noch mehr Blockaden errichten, welche die Durchlässigkeit behindern und die Quartiere vom Stadtzentrum abkoppeln. Ausserdem wäre dafür zu sorgen, dass Basel nicht nur vom Design her gedacht wird, wie zum Beispiel beim Stadtcasino und bei der Messe. Klar ist, Patentrezepte kann niemand liefern. Die Innenstadt leidet unter Atemnot. Alle grossen baulichen Strukturen von Verwaltung und Kultur befinden sich – im Unterschied zu Zürich – im Korsett der alten Stadtmauer. Muss das wirklich so sein? Muss das neue Stadtcasino wieder am Barfi sein? Könnte es nicht auf der Erlentor oder bei der Kaserne oder am Voltaplatz stehen? Basel braucht Expansion im Innern – ein grösseres Herz quasi – wenn es das Zentrum einer Agglomeration von 900 000 Menschen sein will.

Zu den Themen «Das St. Johann der Zukunft», «Moderne Architektur in Basel» sowie «Stadtentwicklung» bietet das akzent forum exklusive Veranstaltungen an (vgl. S. 35)

Verwendete Literatur

Archiv Basler Zeitung
Diener Roger u.a., Die Schweiz, Ein städtebauliches Portrait, Bd 1, Basel 2005
Eisenring Angelus, Architektur im postindustriellen Zeitalter, in: Bauen und Wohnen Nr. 11, Zürich/Frankfurt 1999
Meyer Johannes, Städtebau, Verlag Kohlhammer, Stuttgart 2003
Meyer Werner, Basel im Spätmittelalter in: Kreis, Georg/von Wartburg Beat (Hrsg.), Basel. Geschichte einer städtischen Gesellschaft, Basel: Christoph Merian Verlag, 2000.
Wecker Regine, 1833 – 1910 Die Entwicklung zur Grossstadt, in: Kreis, Georg/von Wartburg Beat (Hrsg.), Basel. Geschichte einer städtischen Gesellschaft, Basel: Christoph Merian Verlag, 2000.

Im Gespräch mit Ralph Lewin

Metrobasel

[lwr.] Dass Wirtschaftsförderung und Stadtentwicklung eng zusammenhängen, ist unbestritten. Das ist aber nur die halbe Wahrheit. Letztlich zielt Wirtschaftsförderung auf grössere Räume als nur auf die Kernstadt. Auf grössere auch als die Agglomeration. Heute spricht man bereits von Metropolitanregionen. Auch in Basel: Metrobasel.

Wenn es in alten Zeiten einem Ort gelang, vom Fürsten ein Marktrecht zu erhalten, das Recht also einen Jahrmarkt, einen Wochenmarkt, einen ständigen Markt oder gar eine Messe abzuhalten, waren die wichtigsten Voraussetzungen für das Wachstum gegeben. Dass an grossen Marktplätzen nicht nur regionale Produkte verkauft und gekauft wurden, liegt auf der Hand. Die Vermittlung von Waren zwischen Hersteller und Verbraucher übernahm der Handel, ursprünglich der Fernhandel, seit dem Mittelalter auch der regionale und lokale Handel. Kein Wunder, dass Basel mit seiner verkehrsgünstigen Lage am Rhein und dank der bereits 1225 durch Bischof Heinrich II. erbauten Brücke, die den europäischen Nord-Süd-Verkehr anzog, zunächst einmal zur Handelsstadt wurde.

Neben dem Handel erlebte die Papierproduktion während des Konzils (1431-1449), aufgrund der grossen Nachfrage der verschiedenen Kanzleien, einen ungeahnten Aufschwung. Rund 200 Jahre später übernahm die von französischen Glaubensflüchtlingen nach Basel mitgebrachte Seidenbandweberei die führende Rolle im hiesigen Wirtschaftsleben. Weit mehr als die Hälfte aller Baslerinnen und Basler und zahlreiche Posamenterfamilien im Baselbiet hatten dank dem «Bändelmachen» Brot und Arbeit.

Im 19. Jahrhundert bildete die Färberei das eigentliche Bindeglied zwischen der Seidenindustrie und der sich rasant entwickelnden chemischen Industrie, die sich zunächst ausschliesslich auf die Farbenchemie konzentrierte. Zahlreiche französische Chemiker kamen nach Basel, wo sie, weil man hierzulande keinen Patentschutz kannte, ungehemmt forschen und arbeiten konnte. Damit begann die Erfolgsgeschichte der Chemiestadt Basel, die sich dank der vielen neuen Arbeitsplätze zur (für schweizerische Verhältnisse) Grossstadt entwickelte.

Dazu Ralph Lewin, der 2008 zurückgetretene Basler Volkswirtschaftsdirektor:



«Viele Dinge die man in den letzten Jahrhunderten gefördert hat, sind noch heute wichtige Standortfaktoren. Man ahnte wohl schon damals, dass es entscheidend ist, Verkehrsknotenpunkt zu werden. Dass Basel im 15. Jahrhundert eine Universitätsstadt geworden ist, ist bis heute essentiell. Von Bedeutung waren auch das kaiserliche Messeprivileg von 1471 und der viel spätere Entscheid, die Mustermesse zur nationalen Leistungsschau auszubauen.

Dann gab es in den letzten 50 Jahren auch Entscheide, die so oder anders hätten laufen können. So wäre unsere Region vielleicht heute Standort des Deutschschweizer Fernsehens, wenn der Kredit von 2 Mio. CHF für einen Fernsehversuch in Münchenstein von der Bevölkerung anfangs der Fünfzigerjahre nicht abgelehnt worden wäre. Umgekehrt erwies es sich als sehr weitsichtig, dass fast gleichzeitig der binationale Flughafen Basel-Mulhouse entstanden ist, der für unseren Standort so wichtig werden sollte. Diese Hinweise mögen Beispiele dafür sein, wie sehr die Entwicklung eines Wirtschaftsstandorts auch von politischen Entscheiden abhängen kann.»

Wirtschaftspolitik und Wirtschaftsförderung

Ralph Lewin weist darauf hin, dass...

«...systematische Standortförderung erst seit wenigen Jahrzehnten betrieben wird, als Reaktion auf den im Zuge der Globalisierung verschärften internationalen und innerschweizerischen Standortwettbewerb. Bis dahin mussten die Politiker das Gespür haben, was wichtig sein könnte. Man handelte aber gewiss noch nicht in dem Sinne systematisch, dass



Bild oben
Dreisitz Areal/Einkaufszentrum

Bild Mitte
Hafengelände Basel

Bild links
Dreisitz Areal Münchenstein

man Befragungen machte und dass man wusste, was die entscheidenden Standortfaktoren für den Zuzug einer Firma sind.»

Tatsächlich will Wirtschaftspolitik die Rahmenbedingungen eines Standortes so gestalten, dass die Wettbewerbsfähigkeit der ansässigen Unternehmen gestärkt wird und neue Unternehmen angezogen werden. Letztlich werde die Politik daran gemessen, ob es ihr gelinge die Bevölkerungsentwicklung voranzutreiben und eine ausreichende Anzahl attraktiver Arbeitsplätze bereitzustellen, stellt Ralph Lewin fest.

Aus der Wirtschaftspolitik heraus ergibt sich die Wirtschaftsförderung, die je nach Standort mit Finanzierungshilfen und Steuererleichterungen, Förderung von Firmengründungen, Unterstützung bei Bewilligungen, Landabgabe, Vermittlung von Räumlichkeiten und Kontakten neue Unternehmen in eine Region zu locken versucht. Es liegt auf der Hand: Ohne Unternehmen, die Arbeitsplätze anbieten, keine Steuern und letztlich keine Überlebenschancen für ein Gemeinwesen. Wirtschaftsförderungsstellen in diesem Sinne gibt es in der Schweiz aber erst seit den späten 1970er-Jahren. Sie sind oft das Produkt einer Krisensituation: In der Westschweiz und im Kanton Bern entstanden sie als Antwort auf die Uhrenkrise, im Kanton Baselland als Reaktion auf die Schliessung der Fabrik von Firestone in Pratteln.

1996 gründeten Wirtschaftsverbände und Behörden aus beiden Kantonen die Wirtschaftsförderung der Region Basel, heute BaselArea. Ihre spezifische

Bild rechts

Vitra Haus (auf dem Vitra Campus), Weil am Rhein, Germany, © Herzog und de Meuron



Bild oben

Novartis Campus mit einem Gebäude von Frank Gehry



Bild oben

Geplanter Messeneubau in Basel

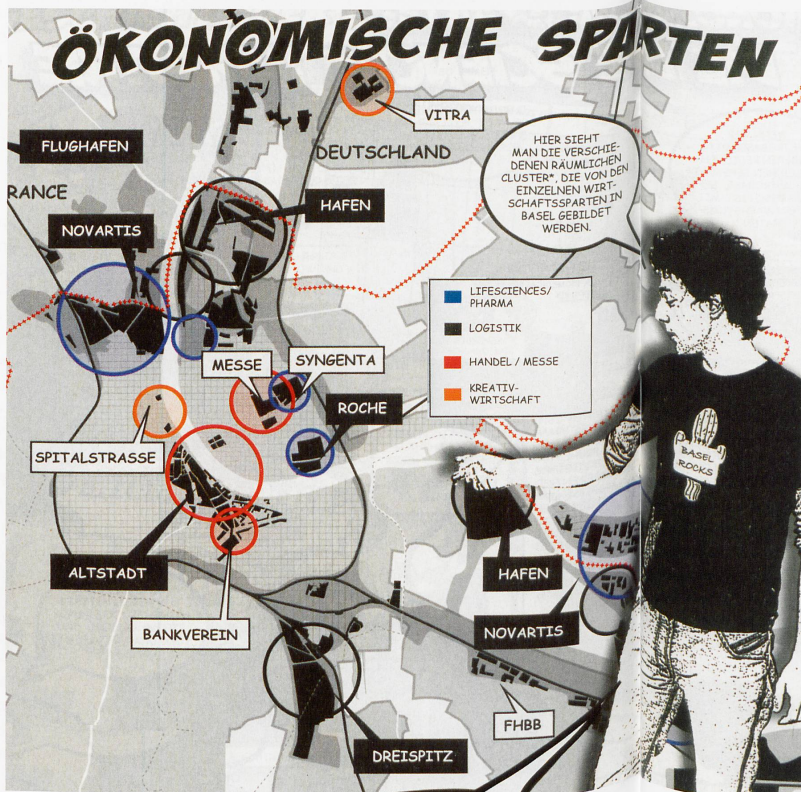
Bild in der Mitte

Aus «MetroBasel. Ein Modell einer europäischen Metropolitan-Region» (Comic), ETH Studio Basel, 2009



Bild links

Geplanter Neubau Hochschule für Gestaltung und Kunst auf dem Dreispitz Areal. Morger & Dettli Architekten.



Aufgabe ist es, für den Wirtschaftsraum Basel zu werben, Firmen anzuziehen, zu beraten und bei der Gründung zu unterstützen. Im Zentrum steht dabei die dynamische Life-Sciences-Industrie, die 20% des regionalen Sozialproduktes erarbeitet, ein Anteil der sich noch markant erhöht, wenn man weitere von dieser Branche direkt oder indirekt generierte Wirtschaftsleistungen berücksichtigt. Dazu kommen eine exzellente Anbindung ans internationale Verkehrsnetz, ein breites Bildungsangebot sowie eine hohe Lebensqualität, verbunden mit einem Klima der Offenheit und Toleranz. Ralph Lewin erklärt:

«Keine Frage: In einem internationalen Umfeld interessiert sich kein Mensch dafür, ob von Basel-Stadt oder Baselland die Rede ist. Je weiter man ins Ausland geht, umso grösser ist der Raum, den man vermarkten muss. Man müsste sich allermindestens aufs Wirtschaftsgebiet 31 konzentrieren.»

Das Stichwort ist gefallen: Wirtschaftsgebiet 31. Es handelt sich dabei um ein zusammenhängendes Territorium nördlich des Juras: Dazu gehören neben den beiden Basel auch das aargauische Fricktal und das solothurnische Thierstein-Dorneck, ein Gebiet mit zwischen 500'000 und 600'000 Einwohnerinnen und Einwohnern. In diesem Raum sei das Bewusstsein vorhanden, so Ralph Lewin in einem Interview mit der Basler Zeitung am 9.12.2000, dass die Kantone bei der Anwerbung von Unternehmen keine Konkurrenten, sondern Partner mit ihren jeweiligen Vorzügen seien. Allerdings: Als dann sechs Jahre später bekannt wurde, dass die Firma Straumann ihren Sitz vom Waldenburgertal nach Basel-Stadt verlegte, wurde das von der Baselbieter Politik so aufgeregt kommentiert, als ob ein Umzug nach Osteuropa vorläge, schreibt die BaZ in ihrer Ausgabe vom 13.3.2006. Und weiter: «Die Aufregung gipfelte in der Forderung nach einer Verstärkung der eigenen Wirtschaftsförderung». Ralph Lewin relativiert:

«Es gibt Unternehmungen, die brauchen aus bestimmten Gründen eine möglichst zentrale Lage und diese kann man im Waldenburgertal nun einmal nicht hervorzaubern. Wenn man schaut, wo sehr viele Kaderangestellte von Firmen mit Standort Stadt leben und Steuern bezahlen, wird deutlich, dass auch der Kanton Baselland davon profitiert. Leute, die sich vertieft mit dieser Problematik befassen, sehen es genau gleich. Wir sind so eng verflochten, dass es lächerlich wäre, wenn man sich da nicht verbünden würde.

Natürlich gibt es gewisse politische Kräfte im Parlament, die mehr Mühe haben mit der Vorstellung, dass man heute als einzelner Kanton oft weniger Autonomie hat. Aber letztlich stimmen auch sie zu, wenn es um Leistungsaufträge für die gemeinsame Standortpromotion geht. Uns fehlt schlicht die Grösse. Wir können uns den Alleingang nicht mehr leisten. Tendenziell anerkennen immer mehr Menschen, dass

wir in unserer kleinräumigen Region auf Zusammenarbeit angewiesen sind.»

Kantönleiste hin, Standortegoismen her: Die Grosswetterlage für die Organisationen der Standortpromotion in der Schweiz verändert sich. Nach jahrelangen Verhandlungen schliessen sich neu sechs Kantone der Romandie und der Kanton Bern zusammen und bewerben die Westschweizer Wirtschaft im Ausland gemeinsam. Dies allerdings ohne den Kanton Jura, der den Verbund verlässt und ab 2010 eng mit der BaselArea kooperieren wird.

Wahrscheinlich war es dieser sich abzeichnende Westschweizer Schulterschluss, der Rita Fuhrer im September 2008 veranlasste, laut darüber nachzudenken, ob eine Integration von Basel in die Greater Zurich Area nicht sinnvoll wäre. Zürich mit seinen Finanzdienstleistungen und Basel mit der Pharmaindustrie würden einander bedingen, so die Zürcher Volkswirtschaftsdirektorin. Zu dieser zürcherischen Brautwerbung meint Ralph Lewin:

«Die drei Wirtschaftsgebiete Zürich, Arc Lémanique und Nordwestschweiz sind trotz hoher Zersiedelung noch nicht zusammengewachsen und bilden offiziell die drei Schweizer Metropolitanregionen. Basel hat ein grosses zentralörtliches Angebot, zum Beispiel in den Bereichen Bildung, Gesundheit, Kultur. Zürich ist nicht das Zentrum von Basel. Wir müssen alles unternehmen, dass wir Arbeitsplätze in unserer Region erhalten. Das darf uns aber nicht hindern, Kooperationen einzugehen wie beispielsweise im Falle des TGV, der heute dank gemeinsamer Anstrengungen Zürich und Basel mit Paris verbindet. Im Übrigen werben wir ungeniert mit dem interkontinentalen Flughafen Zürich. Das ist eine zürcherische Zentrumsleistung für die ganze Schweiz – so wie unsere Rheinhäfen für die ganze Schweiz da sind.»

Metropolitanregion Basel

Wirtschaftsförderung als Massnahme zur Stärkung einer Stadt oder eines einzelnen Kantons ist längst passé. Aber auch das Wirtschaftsgebiet 31, das von BaselArea bearbeitet respektive vermarktet wird, könnte in absehbarer Zeit durch ein noch grösseres Gebilde, eine sogenannte Metropolitanregion ersetzt werden. Im Gegensatz zu einer Agglomeration mit ihrer Kernstadt und ihren Vororten ist darunter ein Territorium zu verstehen mit mindestens 500'000 Einwohnern, das sich aus einem Oberzentrum mit Subzentren und Vorortsbereichen sowie ländlichen Einzugsgebieten zusammensetzt.

In einer Metropolitanregion gibt es zahlreiche politische Institutionen, internationale Unternehmen und Organisationen. Eine solche Region garantiert gesellschaftliche, kulturelle und technologische Entwicklung und hat eine Gateway-Funktion, also Verkehrs-drehscheiben, Messen usw.